

## 2. Identitätsbildung in der Späten Moderne

### 2.1 Zugänge zum Identitätsbegriff

Mit Blick auf die sozialen Lebensumstände der Moderne begreifen Berger, Berger und Kellner Identität bereits 1973 als „die tatsächliche Erfahrung des Ich in einer bestimmten sozialen Situation“ und „die Art und Weise, in der der Einzelne sich selber definiert“ (Berger u. a. 1973: 69; zit. nach Abels 2010: 421). Unter den gesellschaftlichen Prämissen einer „Pluralisierung der sozialen Lebenswelten“ (ebd.) betonen die drei Autoren, dass Identität nicht nur eine Konstruktionsleistung des einzelnen Subjektes sei, sondern sie unterstreichen auch die Relevanz der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen für die Identitätsarbeit des Individuums. Der Begriff der Identität stellt in seinen wechselnden Lesarten aber auch einen zentralen Bezugspunkt der Diskurse über Individualität und Subjektivität, über Zugehörigkeit und Gemeinschaft und nicht zuletzt auch über Sozialisation und Bildung dar (vgl. Jörissen und Zirfas 2010: 7).

Die zentrale Fragestellung der Arbeit aufgreifend, soll der Fokus im Folgenden auf Verläufe der Identitätsbildung liegen. Dazu wird der Begriff der Identität nicht als eindeutiges, linear verlaufendes Entwicklungs- und Phasenmodell verstanden, sondern entsprechend seinem prozesshaften Charakter als subjektbezogener Bildungsprozess skizziert. Im Spannungsfeld von Individualität und Sozialität ist die Genese der Identität immer auch Abbild und Ergebnis sowohl individueller wie auch kollektiver sozialer Bedingungen und Vergesellschaftungen. Darauf basierend wird Identität im Folgenden auf drei inhaltlich eng miteinander verzahnten und nur aus heuristischen Gründen aufgefächerten Ebenen erfasst:

Bezugnehmend auf die Besonderheiten jugendlicher Identitätsentwicklung wird die Identitätsbildung *erstens* in den Kontext der Adoleszenz eingebunden. Diese findet in weiten Teilen nicht nur in der Familie und in formalen Bildungseinrichtungen statt, sondern vollzieht sich vor allem in der Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen und in sozialen Bezugsgruppen. Identität an sich soll – unter

Berücksichtigung aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen – als individuelle und gesellschaftlich akzeptierte Kohärenzleistung verstanden werden (vgl. Keupp 2003). Dazu ist es unabdingbar, auf aktuelle Theorien und Ansätze der Identitätsbildung zurückzugreifen, die u.a. die Auswirkungen von Individualisierung und Pluralisierung, von zunehmender Technisierung und medialer Inszenierung thematisieren und kritische Analysen zur Wissensgesellschaft und (globalen) Risikogesellschaft mit einbeziehen:

„Die klassische, uns lieb gewordene Vorstellung einer stabilen, in sich ‘stimmigen’, quasi naturhaften Identität von Menschen und Gruppen ist [...] in den letzten Jahrzehnten durch tiefgreifende gesellschaftliche und kulturelle Umbrüche nachhaltig unterminiert worden. Die gesellschaftlichen Freisetzungsprozesse und die weltweiten Tendenzen der Fragmentierung, Relativierung und Durchmischung von sinnstiftenden ‚Heimaten‘, Traditionen und Sinnwelten schlagen, so scheint es, unmittelbar auf die Identitätsbildungsprozesse von Individuen und Kollektiven durch. Kurz: eine fragmentierte, aus den Fugen geratene Sozialwelt erzeugt prekäre, zerrissene Identitäten.“ (Eickelpasch und Rademacher 2012: 14)

Mit den dieser Arbeit zugrundeliegenden Ansätzen von Hitzler und Honer sowie von Keupp werden diese prekären, unsicheren und zerrissenen Lebensentwürfe der Späten Moderne<sup>5</sup> nicht nur aufgegriffen und ausgeführt, sondern in ihrer Bedeutung für die Subjekte kritisch diskutiert. Der Begriff der Späten Moderne wird dabei weniger i.S. einer historischen Einbettung verwendet. Er verweist vielmehr auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und auf die daraus resultierenden Bedingungen und Auswirkungen für die Individuen. Der von Zygmunt Bauman ins Gespräch gebrachte und hier verwendete Begriff der „Späten Moderne“ verweist deutlicher als dies die Begriffe „zweite Moderne“, „Reflexive Moderne“ oder „Postmoderne“ vermögen, auf die Weiterentwicklung der Moderne im Anschluss an die Aufklärung. Ergänzend zu den Ausführungen von Hitzler, Honer und Keupp stehen die Gedanken von Bauman. Dieser untersucht den Identitätsbegriff unter den Prämissen des aktuellen Konsumkapitalismus, der voranschreitenden Medialisierung und einer zuneh-

---

5 vgl. zum Begriff der Späten Moderne Bauman 1997, 2010

menden individuellen Isolation. Während die konsumkritische Analyse von Bauman einen direkten Anknüpfungspunkt zum bündischen Forschungsfeld bietet, da sich die Bünde selbst eine konsumkritische Haltung attestieren, verweisen seine Annahmen zur wachsenden Beziehungslosigkeit der Subjekte bereits indirekt auf den Zusammenhang von Identität und Gemeinschaft, womit sich der dritte Teil dieses Kapitels beschäftigen wird.

In der Vereinigung der beiden Foki „Adoleszenz“ und „Jugendverband“ erfährt der Begriff der Identität jene Zusammenführung, die neben einem individuell verstandenen Identitätsbezug auch auf geteilte Identitätsentwürfe innerhalb von Gruppen verweist bzw. die Bedeutung von Gruppen und sozialen Zugehörigkeiten für den Identitätsbildungsprozess erkennen lässt. Mit der Erweiterung des Identitätsbegriffes auf den *zweiten Aspekt*, nämlich die Ebene der „kollektiven Identitäten“, wird diesem Umstand Rechnung getragen.

*Die dritte Perspektive*, die nach posttraditionalen Gemeinschaften und Prozessen der Vergemeinschaftung fragt, erweitert die bisherigen Ausführungen noch einmal, insofern sie die scheinbare Dichotomie von Gemeinschaft und Gesellschaft thematisiert. Dazu wird anhand von Tönnies soziologischem Grundlagenwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ in die Thematik eingeführt. Anhand von Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“ wird nicht nur die Polarität von Gemeinschaft und Gesellschaft aufgebrochen und in ihrer gegenseitigen Bedingtheit untersucht, sondern es wird – auf Plessners Analyse zurückgreifend – ein kritischer Blick auf Mechanismen gemeinschaftsverherrlichender Ideologien geworfen. Dieser gilt auch dem bündischen Feld, das sich durch eine starke Akzentuierung des Gemeinsamen und des Gruppenbezuges auszeichnet und in dem auch heute noch eine Kultur dominiert, die weitgehend auf Ritualisierungen und Traditionserhalt fußt und den Werten einer humanistischen Moderne, wie z.B. Verlässlichkeit, Gemeinsinn und Beständigkeit, verhaftet ist. Sowohl die Gedanken von Tönnies als auch von Plessner dienen im weiteren Verlauf der Arbeit als Matrix, um kritisch hinterfragen zu können, inwieweit sich die bündischen Gruppierungen als isolierte Gemeinschaften oder als Teil der Gesellschaft verstehen und welche Bedeutung das Gemeinschaftsverständnis für den Identitätsbildungsprozess ihrer Mitglieder hat. Bezugnehmend auf die sich anschließenden Ansätze von Bauman zum Zusammenhang von Identität und Gemeinschaft soll der Frage nachgegangen werden, auf welche gesellschaftlichen Entwicklungen gegenwärtige, populäre Gemein-

schaftsutopien und -sehnsüchte basieren. Dazu wird nicht nur zwischen Gemeinschaften der Moderne und Späten Moderne differenziert, sondern es wird im Anschluss an Bauman die reale Existenz von Gemeinschaften grundlegend infrage gestellt. Anhand seines (symbolisch zu verstehenden) Entwurfs der „ethischen Gemeinschaft“ wird abschließend der Widerspruch zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft herausgearbeitet und die Interdependenz von Identität und Alterität in Bezug auf den Anderen betont.

## 2.2 Ansätze im aktuellen Identitätsdiskurs

Der Begriff der Identität verweist etymologisch auf zwei Ebenen: zum einen kennzeichnet er die völlige Gleichheit zweier Dinge, Gegenstände oder Sachverhalte. Zum anderen steht er in der Bedeutung von „Einmaligkeit“ (lat. idem – derselbe, dasselbe, der Gleiche) und „Selbst“ (vgl. Lorenz 1976: 148ff)). Der Aspekt der Einzigartigkeit findet sich im Terminus der „Ich-Identität“ wieder. Hier steht die unverwechselbare Kombination von Persönlichkeitsmerkmalen eines jeden Individuums im Vordergrund. Der Begriff der „Wir-Identität“ indes greift den Gedanken der Gleichheit auf, indem er sich auf die Identität von Mitgliedern einer Gruppe und Gruppierung bezieht. Um diese beiden Dimensionen des Identitätsbegriffes weiter zu differenzieren, wird zuerst die Unterscheidung von Erikson wiedergegeben, da seine Gedanken Grundlage aktueller Weiterentwicklungen sind. Die sich daran anschließenden Ausführungen von Tajfel und Turner dagegen betonen die Identität in sozialen Gruppen. Beide Theorien sind wesentlich für die vorliegenden Ausführungen. Erikson bezeichnet „*Ich-Identität*“ als eine Konstanz, dergestalt „daß angesammelte Vertrauen darauf, das der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheit und Kontinuität [...] aufrecht zu erhalten“ (Erikson 1966: 107). Dabei deutet er „*Ich-Identität*“ als „die „Überzeugung [...] daß das ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt“ (Erikson 1966, zit. nach Dubiel 1976: 148). Somit bedeutet für Erikson „*Ich-Identität*“, sich einerseits einem Kollektiv zugehörig zu fühlen und sich dabei zugleich

andererseits als einmaliges Individuum zu verstehen. Mit dem Begriff der „personalen Identität“ bezeichnet er auf der Ebene *personaler Systeme* „die wahrnehmbare Sich-Selbstgleichheit und Kontinuität der Person in der Zeit“ (Dubiel 1976: 148). Auf der Ebene der *sozialen Systeme* benutzt Erikson den Terminus der „Gruppenidentität“ und meint damit „die Konstanz der Symbole einer Gruppe trotz Fluktuation ihrer Gruppenmitglieder“ (vgl. ebd.: 148f). So liegen der Gruppenidentität kollektive Vorstellungen über die Genese der Gruppe, ihre Merkmale und Ziele sowie gemeinsame „Pläne“ und Möglichkeiten, ggf. auch über ihr Verhältnis zu einem geographischen oder symbolischen Raum zugrunde. Ich-Identität und Gruppenidentität stehen dabei in einem sich bedingenden, wechselseitigen Verhältnis.

*Personale und kollektive/soziale Identität* (vgl. Tajfel und Turner 1986) stellen zwei Seiten des Identitätsbegriffs dar. Im Begriff der *personalen Identität* vereinen sich jene Aspekte, die sich ausschließlich auf das „ich“ konzentrieren: dies geschieht u.a. im psychoanalytischen Ansatz Eriksons, der Identität im Rahmen eines von Kohärenz und Kontinuität verstandenen Subjektprozesses verortet. *Soziale Identität* wird meist als der Teil des Selbstkonzepts einer Person bestimmt, das die Person aus ihrer Mitgliedschaft in einer sozialen Gruppe gewinnt. Da Subjekte nach einem positiven Selbstbild und somit nach einer positiven sozialen Identität streben, versuchen sie über Prozesse von Zugehörigkeiten verschiedene Formen positiver Distinktheit zu schaffen. Dabei definieren Tajfel und Turner eine soziale Gruppe

„as a collection of individuals who perceive themselves to be members of the same social category, share some emotional involvement in this common definition of themselves, and achieve some degree of social consensus about the evaluation of their group and of their membership in it.“ (Tajfel und Turner 1986: 15)

Zudem kann jedes Individuum Mitglied in mehreren sozialen Gruppen sein. Tajfel bezeichnet als soziale Identität den Teil eines Selbstkonzeptes eines Individuums, „der sich aus seinem Wissen um seine Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem Wert und der emotionalen Bedeutung ableitet, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist“ (Tajfel 1982a: 102). Darauf aufbauend entwickelten Tajfel und Turner (vgl. Tajfel und Turner 1986) ihre gruppenpsycho-

logische Theorie *sozialer Identität*, die auf drei kausal aufeinander folgenden Grundannahmen beruht:

1. Individuen streben nach dem Erhalt oder der Verbesserung ihrer sozialen Identität.
2. Eine positive soziale Identität entsteht im Vergleich mit anderen Gruppen, in denen das Subjekt nicht Mitglied ist (sogenannte out-groups). Dabei dient der Vergleich der Bestärkung der eigenen sozialen Identität, wenn sich die eigene Gruppe positiv von der out-group abhebt.
3. Bei Negativbewertung dieses Vergleiches streben die Individuen an, die eigene Gruppe zu verlassen, einer anderen Gruppe beizutreten oder ihre eigene Gruppe aufzuwerten.

Im Vordergrund steht also der Aushandlungsprozess zwischen Subjekt, Gruppe und gesellschaftlicher Umwelt, dessen Ziel es ist, zu einer „individuellen sozialen Verortung“ (Keupp 2009: 54) zu gelangen. Im Vollzug alltäglicher „Identitätsarbeit“ ist das Subjekt somit auf die Resonanz anderer angewiesen; nicht in Introspektion seiner selbst modelliert der/die Einzelne sich selbst, sondern in der Interaktion mit Anderen und ihrer Anerkennung. So betont Honneth (vgl. Honneth 1990), dass sich „ohne die normative Zustimmung anderer Subjekte weder Selbstbewusstsein noch Ich-Identität entwickeln können“ (ebd.: 672, zit. nach Keupp 1997: 33). In einer ständigen Balance von „Autonomie und Anpassung, von Subjektivität und Gesellschaft“ (Keupp et al. 2008: 28) tariert das Subjekt die eigene Vorstellungen mit den gesellschaftlichen Erwartungen aus. Identität spiegelt in seiner Konstruktionsleistung folglich immer die eigenen Vorstellungen und die Erwartungen anderer wider:

„Identität ist somit ein Differenzierungs- und Vermittlungsbegriff in einem: er signalisiert die internen Unterschiede im Selbst wie die externen Differenzen zwischen sich und dem anderen und er verweist auf die Leistungen, die zu erbringen sind, um ein gewisses Maß an internen, d.h. selbstbezüglichen wie externen, d.h. sozialen Integrationen aufrechtzuerhalten.“ (Zirfas 2010: 12)

Dementsprechend fungiert Identität sowohl als Differenzmerkmal (in Abgrenzung zu anderen), als auch als Integrationsbegriff (soziale Dimension).

Aktuelle sozialwissenschaftliche Diskurse betonen Identität als einen kontinuierlichen Prozess der Persönlichkeitsbildung. Damit grenzen sie sich zu traditionellen Ansätzen der Identitätsbildung ab, die die Herausbildung der Identität im Rahmen eines stufenförmigen Entwicklungsprozesses (vgl. Erikson 1966) in der Adoleszenz verorteten, an dessen Ende bestenfalls eine integre, gefestigte Persönlichkeit stehen soll. So entwirft Erikson zum Beispiel „Identität“ als Konstrukt. Dem Subjekt obliegt es in diesem Verständnis, ein kontinuierliches Gefühl von Gleichheit und Kontinuität herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten (vgl. Keupp 2005a: 807). Dabei basiert Eriksons acht- bzw. neun-schrittiges Modell auf der Annahme, dass das erfolgreiche Durchleben der einzelnen Stufen bis zur Adoleszenz eine stabile Basis, ein „inneres Kapital“ (Erikson 1966: 107, zit. nach Keupp 2005: 808) bilden würde, aufgrund dessen sich der oder die Erwachsene entfalten könne. Die damit verbundene Vorstellung normativer Regelhaftigkeit verweist das Konzept Eriksons exemplarisch in das Feld moderner Identitätstheorien, das sich an einer kontinuierlichen, linear verlaufenden Normalbiographie ausrichtet. Unbedacht bleiben dabei zunehmende gesellschaftliche Diskontinuitäten und Unberechenbarkeiten, die zu Brüchen und Schleifen im Identitätsbildungsprozess führen können. Im Zuge der wachsenden Bedeutung von Fragen der Kontingenzen und Fragmentierungen in biographischen Lebensentwürfen werden Ansätze zur Identitätsbildung der Moderne zunehmend als obsolet bezeichnet; stattdessen gewinnen Identitätskonzepte an Bedeutung, die auf eine kontinuierliche Identitätsarbeit im Sinne einer Passung von individuellen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen abzielen:

„Ausgehend von der Kritik an der modernen Vorstellung, ein Subjekt könnte identisch mit sich selber werden, soll eine Bildung gedacht werden, die die Konstitution eines Selbst als Ziel von Bildung aufrecht erhält, jedoch dabei dem fragmentarischen und pluralen Charakter der Identität gerecht wird.“ (Heinrichs 2001: 218)

Damit greifen aktuelle Ansätze zur Identitätsbildung nicht nur das untrennbare Zusammenspiel soziologischer Bedingungsfaktoren und persönlicher Entwicklungsansprüche auf, sondern thematisieren Identitätsarbeit als kontinuierlichen

Passungsprozess gesellschaftlicher Voraussetzungen und individueller Möglichkeiten.

### **2.3 Identitätsbildungsprozesse in der Adoleszenz**

Insbesondere die Herausbildung einer sozialen Identität bestimmt die Subjektleistungen in der Adoleszenz. In Anlehnung an Oerter und Montada betonen Lehmann und Mecklenburg (vgl. Lehmann/Mecklenburg 2006: 18) für den Prozess des Erwachsenwerdens den Aufbau von Beziehungen zu Altersgenossen verschiedener Geschlechter, die Übernahme von Gesellschaftsrollen, die Entdeckung der Sexualität, die Akzeptanz des eigenen Körpers und der körperlichen Entwicklung, die sukzessive Ablösung von der Herkunftsfamilie, die Vorbereitung auf Partnerschaft, u.U. den Wunsch nach Kindern und die Sicherung der eigenen beruflichen Zukunft, den Aufbau eines Wertesystems und ethischen Bewusstseins sowie das Streben nach sozialer Verankerung und gesellschaftlicher Verantwortung. Dazu zählt auch das Erlernen eines Umganges mit Uneindeutigkeiten, Unsicherheiten und Widersprüchen. Von zentraler Relevanz ist dabei die Gruppe der Gleichaltrigen, die das Bedürfnis nach Austausch und Abgleich der aktuellen Lebensentwürfe ermöglicht, Vor- und/oder Leitbilder präsentiert oder zur Diskussion stellt und neben der Familie einen elementaren, prägenden Bezugsrahmen bildet (vgl. Ferchoff 2011).

Bereits 1994 untersuchten Heitmeyer und Sander die Freisetzungsdimension der Gesellschaftsanalyse nach Ulrich Beck in ihrer Bedeutung für Jugendliche und junge Erwachsene (vgl. Heitmeyer und Sander 1994). Sie stellen *erstens* die Freisetzung aus traditionellen und kollektiven Lebenszusammenhängen heraus. Damit meinen sie veränderte Familienstrukturen (Alleinerziehende, Patchworkfamilien), aber auch alternative Wohnformen wie Wohn- und Hofgemeinschaften, ein zurückgehender Einfluss verwandtschaftlicher Bezüge, die Freisetzung aus engen nachbarschaftlichen Zusammenhängen und einen Zerfall traditioneller Milieus. *Zweitens* konzentrieren sie sich auf den Verlust traditioneller Sicherheiten beispielsweise von wissenschaftlichen Eindeutigkeiten, nachlassende religiöse Fixierung oder die Desillusionierung im Glauben an politische und soziale Fortschritte im Sinne einer solidarischeren Welt oder



einer finanziellen Absicherung für alle Bürgerinnen und Bürger. *Drittens* – und diese Vermutung stellen sie zur Disposition – kommt es zur Re-Integration in neue, soziale Formationen. Damit meinen sie zwar auch neue Formen des gesellschaftlichen Engagements, aber vor allem Formen der „konkurrenzfixierten Einzelängste [...], reaktive Formen der Anpassung, privatistische Abkapselungen oder konsumorientierte Gruppen“ (vgl. ebd.: 43). Diese damals noch vagen Vermutungen können mittlerweile als gesichert gelten und überwiegen gegenüber einem gesellschaftlichen Engagement oder kulturell-sozialen Interaktionen, die auf personalen Beziehungen und Verbindlichkeiten sowie gemeinsamen Werten und Normvorstellungen gründen. Heitmeyer und Sander verweisen im Rahmen ihrer empirischen Forschungsergebnisse auf weitreichende Prozesse der „Desintegration“. Diese Desintegration bezieht sich nicht nur auf Lebens- und Beziehungszusammenhänge, sondern offenbart eine zunehmende Verunsicherung in allen Lebensbereichen. Adoleszente Jugendliche zeigen aufgrund dieser Erfahrungen tiefgehende Bindungsängste, eine abnehmende Verständigung über gemeinsame Wert- und Normvorstellungen sowie die Auflösung der faktischen Teilnahme an gesellschaftlichen Institutionen (z.B. geringe Wahlbeteiligung, Distanz gegenüber klassischer Jugend(-verbands)arbeit usw.). Die Entwicklungen gehen einher mit einem Rückzug in private Zusammenhänge wie Cliquen und Freundeskreise.

Gleichzeitig steht das Individuum in seiner subjektiven Selbstgestaltung des eigenen Lebens mit seinen scheinbar vielfältigen Wahlmöglichkeiten im Mittelpunkt alltäglicher Identitätsarbeit. Nunner-Winkler benennt dieses Phänomen mit dem Begriff der „doppelten Subjektivierung“ (vgl. Nunner-Winkler 1985, zit. nach Heitmeyer und Sander 1994: 50). Damit meint sie sowohl die Ebene der persönlichen Subjektivierung, die die Jugendlichen selbst verstärkt zu Trägerinnen und Trägern von Entscheidungen macht. Aber sie betont auch die gesellschaftliche Subjektivierung in ihrer Paradoxie: die Begründungen für Entscheidungen werden für die jungen Menschen undurchschaubarer, willkürlicher und zusammenhangsloser; immer weniger sind die Argumentationen in bekannte Wertesysteme, erfahrbare Milieus oder überlieferte Traditionen eingebettet. Jede Entscheidung steht somit isoliert für sich und erhöht das individuelle Gefühl der Isolation und persönlichen Verunsicherung. Gleichzeitig erwächst aus dieser Verunsicherung die Suche nach sozialen Kontakten i.S. von beispielsweise sozialen Netzwerken (facebook, Schüler-VZ etc.), die zwar

quantitativ beeindruckend, in ihrer Intensität i.d.R. jedoch ernüchternd sind. Der Terminus der Subjektwerdung offenbart jedoch noch eine andere Ebene. Die Betonung des Subjektes indiziert die Frage nach dem Objekt. Während das Subjektiv als aktiv, entscheidungstragend und gestaltend verstanden wird, gilt für das Objekt die entsprechende Umkehrung. Die von Nunner-Winkler beschriebenen gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen verkehren jedoch diese klare Subjekt-Objekt Zuschreibung und verschleiern die verschiedenen Abhängigkeiten, der Subjekte wie Objekte gleichermaßen unterworfen sind.

Lehmann und Mecklenburg heben den engen Zusammenhang zwischen Identitätsbildung, Individualität, Individuation und Individualisierung heraus, der sich für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen in prägnanter Weise stellt (vgl. (Lehmann und Mecklenburg 2006: 28). Dabei definieren sie den Zusammenhang der Begriffe folgendermaßen:

„Individualität zielt auf die individuellen Besonderheiten einer Person ab. Unter Individuation ist die Gewinnung einer eigenen und selbständigen Persönlichkeit, das ‚wahre selbst‘ zu verstehen. Individualismus betont die individuellen Rechte und Interessen einer Person.“ (ebd.)

Abels ergänzt die Ausführungen:

„Individualität meint einerseits das *Bewusstsein* des Menschen von seiner Besonderheit und das *Bedürfnis*, diese Einzigartigkeit auch zum Ausdruck zu bringen, und andererseits die von ihm selbst und den Anderen *objektiv festgestellte Besonderheit* und Einzigartigkeit.“ (Abels 2010: 44; H.i.O.)

Sowohl Fragen zur Individualität, aber auch zur eigenen sozialen Zugehörigkeit durchziehen die Zeit der Adoleszenz und manifestieren sich u.a. in Überlegungen, wie dieser: „Wie erfahre ich mich selbst in dieser komplexen Welt, zu welchem Netz sozialer Beziehungen gehöre ich und wie kann ich mich selbst als unverwechselbar, unaustauschbar und einzigartig bestimmen?“ (Lehmann/Mecklenburg 2006: 27). Dabei geschieht das Gestalten der Identitätsentwürfe immer im Wechselspiel von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. Darin spielen

Identitätsbildung in der Jugendarbeit

Zwischen Gemeinschaft, Individualität und Gesellschaft

Nierobisch, K.

2016, X, 400 S. 3 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-11359-9